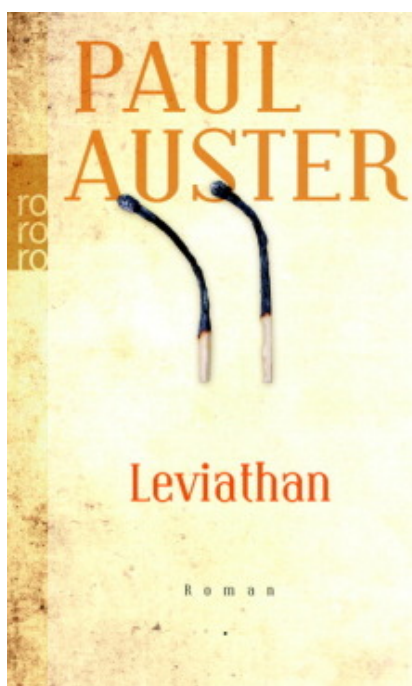


Leseprobe aus:

**Paul Auster**

**Leviathan**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf [rowohlt.de](http://rowohlt.de).

# Eins

Vor sechs Tagen hat sich im nördlichen Wisconsin ein Mann am Rand einer Straße in die Luft gesprengt. Zeugen gab es keine, doch offenbar saß er im Gras neben seinem geparkten Wagen, als die Bombe, an der er bastelte, plötzlich hochging. Dem soeben veröffentlichten gerichtsmedizinischen Gutachten zufolge war der Mann auf der Stelle tot. Sein Körper wurde in winzige Stücke zerrissen, und noch fünfzehn Meter vom Explosionsort entfernt wurden Leichenteile gefunden. Bis heute (4. Juli 1990) scheint niemand zu wissen, um wen es sich bei dem Toten handelt. In Zusammenarbeit mit der örtlichen Polizei und Agenten vom Amt für Alkohol, Tabak und Schusswaffen begann das FBI seine Recherchen mit einer Überprüfung des Autos, eines in Illinois zugelassenen, sieben Jahre alten blauen Dodge, wobei sich aber schnell herausstellte, dass es gestohlen war – am 12. Juni bei hellichem Tag von einem Joliet-Parkplatz geklaut. Nicht anders erging es den Polizisten, als sie den Inhalt der Brieftasche des Mannes untersuchten, die die Explosion wie durch ein Wunder nahezu unversehrt überstanden hatte. Sie glaubten, auf eine Fülle von Hinweisen gestoßen zu sein – Führerschein, Sozialversicherungsnummer, Kreditkarten –, doch als sie den Computer damit fütterten, erwies sich all dies als entweder gefälscht oder gestohlen. Als Nächstes hätte man Fingerabdrücke genommen, nur gab es in diesem Fall keine zu nehmen, denn die Hände des Mannes waren von der Bombe völlig zerfetzt worden. Auch der

Wagen selbst half ihnen nicht weiter. Der Dodge war nur noch ein Klumpen verkohlten Stahls und geschmolzener Kunststoffe, und trotz aller Bemühungen ließ sich kein einziger Abdruck darauf finden. Vielleicht haben sie mit seinen Zähnen mehr Glück, vorausgesetzt, es sind noch genug Zähne übrig; aber das wird einige Zeit dauern, womöglich ein paar Monate. Am Ende wird ihnen bestimmt etwas einfallen, doch bevor sie nicht die Identität des zerfetzten Opfers festgestellt haben, werden sie mit dem Fall kaum von der Stelle kommen.

Was mich betrifft, können sie gar nicht lange genug brauchen. Die Geschichte, die ich zu erzählen habe, ist ziemlich kompliziert, und sollte ich noch nicht damit fertig sein, wenn sie die Antwort gefunden haben, wird das, was ich hier aufschreiben will, überhaupt keinen Sinn ergeben. Sobald das Geheimnis enthüllt ist, werden alle möglichen Lügen in Umlauf kommen, in Zeitungen und Zeitschriften werden hässliche Verzerrungen zirkulieren, und binnen weniger Tage wird der gute Ruf eines Mannes zerstört sein. Nicht dass ich seine Taten verteidigen möchte, aber da er sich nicht mehr selbst verteidigen kann, will ich wenigstens erklären, wer er war und was er wirklich auf dieser Straße im nördlichen Wisconsin zu suchen hatte. Deshalb muss ich mich beeilen: damit ich auf sie vorbereitet bin, wenn es so weit ist. Sollte das Rätsel zufällig ungelöst bleiben, werde ich meine Aufzeichnungen einfach für mich behalten, und niemand wird irgendetwas darüber zu erfahren brauchen. Das wäre das bestmögliche Ergebnis: ein völliger Stillstand, Schweigen auf beiden Seiten. Aber darauf darf ich mich nicht verlassen. Um zu tun, was ich zu tun habe, muss ich davon ausgehen, dass sie ihn bereits einkreisen, dass sie früher oder später herausfinden werden, wer er war. Und das nicht erst, wenn ich

genug Zeit gehabt haben werde, diesen Bericht zu beenden – sondern jederzeit, von nun an jederzeit.

Am Tag nach der Explosion brachten die Nachrichtenagenturen eine kurze Meldung über den Fall. Es war einer dieser rätselhaften Zweispalter, die irgendwo mitten in der Zeitung versteckt werden, doch als ich an jenem Nachmittag beim Essen in der *New York Times* blätterte, stieß ich zufällig darauf. Fast zwangsläufig begann ich an Benjamin Sachs zu denken. Nichts in dem Artikel wies irgendwie eindeutig auf ihn hin, und dennoch schien alles zu passen. Wir hatten seit einem knappen Jahr nicht mehr miteinander geredet, aber bei unserem letzten Gespräch hatte er genug gesagt, um mich davon zu überzeugen, dass er tief in Schwierigkeiten steckte und Hals über Kopf auf irgendeine dunkle, namenlose Katastrophe zueilte. Falls das zu vage ist, sollte ich hinzufügen, dass er auch etwas von Bomben erwähnte, ja, dass er bei seinem Besuch von kaum etwas anderem sprach und dass ich in den folgenden elf Monaten genau so etwas befürchtet hatte – dass er sich umbringen würde, dass ich eines Tages die Zeitung aufschlagen und lesen würde, mein Freund habe sich in die Luft gesprengt. Damals war das nur so eine konfuse Ahnung, eine dieser verrückten Vermutungen, und doch wurde ich den Gedanken, nachdem er mir einmal in den Sinn gekommen war, nicht mehr los. Und dann, zwei Tage nach Lektüre jenes Artikels, klopfen zwei FBI-Agenten an meine Tür. Kaum hatten sie sich mir vorgestellt, wusste ich, dass ich recht gehabt hatte. Der Mann, der sich in die Luft gesprengt hatte, war tatsächlich Sachs. Es konnte keinen Zweifel geben. Sachs war tot, und für mich gab es jetzt nur eine Möglichkeit, ihm zu helfen: Ich musste seinen Tod für mich behalten.

Dass ich den Artikel überhaupt gelesen hatte, war wohl

eine glückliche Fügung, obwohl ich mich erinnere, mir zu dem Zeitpunkt gewünscht zu haben, es wäre mir erspart geblieben. Immerhin bekam ich dadurch zwei Tage Zeit, um den Schock zu verarbeiten. Als die Männer vom FBI hier auftauchten und ihre Fragen stellten, war ich schon darauf vorbereitet, und das half mir, nicht die Fassung zu verlieren. Es schadete auch nichts, dass zusätzliche achtundvierzig Stunden vergangen waren, ehe sie mich aufgespürt hatten. Unter den in Sachs' Brieftasche sichergestellten Gegenständen befand sich anscheinend ein Zettel mit meinen Initialen und meiner Telefonnummer. Damit hatten sie mich schließlich ausfindig machen können; doch wie es der Zufall wollte, handelte es sich bei der Nummer um die meiner New Yorker Wohnung, und ich bin seit zehn Tagen in Vermont, wo meine Familie und ich in einem gemieteten Haus wohnen, in dem wir den Rest des Sommers verbringen möchten. Weiß der Himmel, wie viele Leute sie befragen mussten, ehe sie erfuhren, wo ich mich aufhalte. Wenn ich nebenbei erwähne, dass dieses Haus Sachs' Exfrau gehört, dann nur, um anhand eines Beispiels klarzumachen, wie verworren und kompliziert diese Geschichte letzten Endes ist.

Ich tat mein Bestes, mich dumm zu stellen, ihnen so wenig wie möglich zu verraten. Nein, sagte ich, den Zeitungsartikel hätte ich nicht gelesen. Von Bomben, gestohlenen Autos oder irgendwelchen Landstraßen in Wisconsin sei mir nichts bekannt. Ich sei Schriftsteller, erklärte ich, ich lebte vom Verfassen von Romanen, und wenn sie mich überprüfen wollten, bitte, nur zu – aber damit kämen sie in ihrem Fall auch nicht weiter, das wäre pure Zeitverschwendung. Schon möglich, sagten sie, aber was ist mit dem Zettel in der Brieftasche des Toten? Sie wollten mir ja gar nichts vorwerfen, aber dass er meine Telefonnummer bei sich getragen habe,

scheine doch auf eine Verbindung zwischen uns beiden hinzuweisen. Was ich kaum bestreiten konnte. Ja, gab ich daher zu, aber nur dass es so aussehe, bedeute noch lange nicht, dass es auch der Wahrheit entspreche. Es gebe tausend Möglichkeiten, wie der Mann an meine Nummer gekommen sein könne. Ich habe Freunde in der ganzen Welt, und jeder von ihnen habe sie irgendeinem Fremden geben können. Und dieser Fremde habe sie vielleicht an einen anderen Fremden weitergegeben, und der wiederum könne sie noch einmal weitergegeben haben. Möglich, sagten sie, aber warum sollte jemand die Telefonnummer eines ihm unbekanntem Menschen mit sich herumtragen? Weil ich Schriftsteller bin, sagte ich. Ach?, sagten sie, und wo bitte ist da der Unterschied? Meine Bücher werden veröffentlicht, sagte ich. Irgendwelche Leute lesen sie, und ich kenne keinen Einzigen von ihnen. Ohne dass ich selbst etwas davon mitbekomme, trete ich in das Leben von Fremden ein, und solange sie meine Bücher in Händen halten, sind meine Worte die einzige Realität, die für sie existiert. Das ist normal, sagten sie, so gehe es mit Büchern zu. Ja, sagte ich, genauso ist es, doch manche dieser Leser sind nicht ganz richtig im Kopf. Sie lesen ein Buch, und irgendetwas darin schlägt tief in ihrer Seele eine Saite an. Und plötzlich bilden sie sich ein, der Verfasser gehöre zu ihnen, er sei ihr einziger Freund auf der Welt. Zur Veranschaulichung gab ich ihnen einige Beispiele – alle aus der Wirklichkeit gegriffen, alle von mir selbst erlebt. Die verrückten Briefe, die Anrufe um drei Uhr morgens, die anonymen Drohungen. Erst voriges Jahr, fuhr ich fort, sei ich dahintergekommen, dass jemand unter meinem Namen aufgetreten sei – er habe Briefe in meinem Namen beantwortet, sei in Buchläden gegangen und habe meine Bücher signiert; wie ein böser Beschatter habe er sich an der Peripherie meines

Lebens herumgetrieben. Ein Buch ist ein geheimnisvoller Gegenstand, sagte ich, und wenn es sich einmal auf den Weg in die Welt gemacht hat, kann alles Mögliche passieren. Alles mögliche Unheil kann daraus entstehen, aber es lässt sich gar nichts dagegen machen. Man hat niemals die Kontrolle darüber.

Ob sie meine Erklärungen überzeugend fanden oder nicht, kann ich nicht sagen. Wohl eher nicht, aber selbst wenn sie mir kein einziges Wort geglaubt haben, dürfte ich mit meiner Taktik immerhin etwas Zeit gewonnen haben. Wenn ich bedenke, dass ich vorher noch nie mit einem FBI-Agenten gesprochen hatte, kommt es mir gar nicht so übel vor, wie ich mich bei der Befragung geschlagen habe. Ich war ruhig, ich war höflich, es gelang mir, die richtige Mischung aus Hilflosigkeit und Bestürzung vorzuführen. Dies allein war für mich schon ein Triumph. Im Allgemeinen besitze ich nämlich kein sonderliches Talent, andere Leute zu täuschen, und trotz meiner langjährigen Bemühungen habe ich nur selten jemanden hinters Licht führen können. Wenn mir vorgestern eine glaubhafte Vorstellung gelungen ist, so waren die Männer vom FBI zumindest teilweise selbst schuld daran. Und das lag nicht so sehr an dem, was sie sagten, sondern eher an ihrem Äußeren, an ihrer perfekten Maskerade, die in jeder Einzelheit meine Vorstellungen davon bestätigte, wie FBI-Leute auszusehen hätten: die leichten Sommeranzüge, die robusten Schnürschuhe, die bügelfreien Hemden, die Pilotensonnenbrillen. Diese Sonnenbrillen waren gewissermaßen obligatorisch, und sie verliehen der ganzen Szene etwas Künstliches, als wären ihre Träger nur Schauspieler oder Statisten, die eine Nebenrolle in irgendeinem billigen Film bekleideten. All dies empfand ich als eigenartig tröstlich, und wenn ich jetzt daran zurückdenke, wird mir

klar, wieso dieses Gefühl des Unwirklichen mir zum Vorteil gereichte. Es erlaubte mir nämlich, mich selbst ebenfalls als Schauspieler zu betrachten, und da ich jemand anders geworden war, hatte ich plötzlich das Recht, sie zu täuschen und ohne die geringsten Gewissensbisse zu belügen.

Dabei waren sie keineswegs dumm. Der eine war Anfang vierzig, der andere beträchtlich jünger, etwa fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig, aber beide hatten einen gewissen Ausdruck in den Augen, der mich während der ganzen Zeit ihres Besuchs auf der Hut sein ließ. Es lässt sich schwer beschreiben, was genau an diesem Blick so bedrohlich war, aber es hatte wohl etwas mit seiner Leere zu tun, mit seiner Unbestimmtheit: Es war, als hätten sie gleichzeitig alles und nichts im Auge. So wenig gab dieser Blick preis, dass ich nie sicher sein konnte, was die beiden dachten. Ihre Augen waren irgendwie zu geduldig, zu geschickt darin, den Eindruck von Gleichgültigkeit hervorzurufen, dabei aber trotzdem wachsam, geradezu gnadenlos wachsam, als wären sie darauf trainiert, einem ein unbehagliches Gefühl zu verursachen, einem seine Fehler und Vergehen bewusstzumachen, sodass man sich in seiner Haut nicht mehr wohlfühlte. Sie hießen Worthy und Harris, doch weiß ich nicht mehr, wer welcher war. Physisch ähnelten sie einander beunruhigend, fast als wären sie ein und dieselbe Person in verschiedenen Altersstufen: groß, aber nicht zu groß; gut gebaut, aber nicht zu gut gebaut; rotblondes Haar, blaue Augen, dicke Hände mit makellos sauberen Fingernägeln. Gewiss, ihr Gesprächsstil war nicht der gleiche, doch will ich dem ersten Eindruck nicht allzu viel Gewicht beimessen. Ich nehme an, sie wechseln sich ab und tauschen die Rollen, wann immer ihnen danach ist. Als sie mich vor zwei Tagen besuchten, spielte der Jüngere den Hartgesottenen. Seine Fragen kamen sehr unverblümt,

und er schien seinen Job allzu ernst zu nehmen; zum Beispiel lächelte er kaum einmal und behandelte mich mit einer Förmlichkeit, die mitunter an Sarkasmus und Gereiztheit grenzte. Der Ältere gab sich entspannter und liebenswürdiger und schien eher bereit, das Gespräch seinen natürlichen Gang gehen zu lassen. Ebendies macht ihn zweifellos gefährlicher, obwohl ich zugeben muss, dass es durchaus nicht unangenehm war, mit ihm zu sprechen. Als ich von einigen der verrückten Reaktionen auf meine Bücher zu erzählen begann, merkte ich, dass ihn das Thema interessierte; er ließ mich länger bei meiner Abschweifung verweilen, als ich erwartet hätte. Vermutlich wollte er mir nur auf den Zahn fühlen, mich schwafeln lassen, um herauszufinden, was für ein Mensch ich war und wie mein Verstand arbeitete, doch als ich zu der Geschichte mit dem Hochstapler kam, machte er mir tatsächlich das Angebot, der Sache für mich nachzugehen. Natürlich könnte das ein Trick gewesen sein, aber irgendwie bezweifle ich das. Ich brauche nicht hinzuzufügen, dass ich ablehnte, aber unter anderen Umständen hätte ich es mir vielleicht doch überlegt, seine Hilfe anzunehmen. Diese Sache quält mich schon seit langem, und ich hätte wahrlich nichts dagegen, ihr auf den Grund zu kommen.

«Ich lese selten Romane», sagte der Agent. «Sieht aus, als hätte ich einfach keine Zeit dazu.»

«Stimmt, das tun die wenigsten», sagte ich.

«Aber Ihre müssen ziemlich gut sein. Sonst würde man Ihnen wohl nicht so zusetzen.»

«Vielleicht setzt man mir zu, weil sie schlecht sind. Heutzutage fühlt sich doch jeder als Kritiker. Bist du mit einem Buch nicht zufrieden, bedroh den Verfasser. Das Ganze hat eine gewisse Logik. Lass den Mistkerl dafür bezahlen, was er dir angetan hat.»

«Ich sollte mich wohl mal hinsetzen und selbst eins lesen», sagte er. «Um zu sehen, was das ganze Theater soll. Sie hätten doch nichts dagegen?»

«Natürlich nicht. Dazu sind sie ja in den Buchhandlungen. Damit die Leute sie lesen können.»

Kurioses Ende des Besuchs – ein FBI-Agent notiert sich die Titel meiner Bücher. Noch jetzt ist mir schleierhaft, was er eigentlich wollte. Vielleicht glaubt er, in den Büchern irgendwelche Hinweise finden zu können, vielleicht wollte er mir damit auch subtil zu verstehen geben, dass er noch einmal zurückkommen werde, dass er mit mir noch nicht fertig sei. Schließlich bin ich noch immer ihr einziger Anhaltspunkt, und wenn sie davon ausgehen, dass ich sie belogen habe, werden sie nicht von mir ablassen. Abgesehen davon habe ich nicht die leiseste Ahnung, was sie sich gedacht haben mögen. Es scheint kaum vorstellbar, dass sie mich für einen Terroristen halten, aber das sage ich nur, weil ich ja weiß, dass ich keiner bin. Sie hingegen wissen nichts, deshalb könnten sie durchaus von dieser Voraussetzung ausgehen und fieberhaft nach irgendetwas suchen, das mich mit der vorige Woche in Wisconsin explodierten Bombe in Zusammenhang bringt. Und selbst wenn sie das nicht tun, muss ich akzeptieren, dass sie noch lange hinter mir her sein werden. Sie werden Fragen stellen, sie werden in meinem Leben herumschnüffeln, sie werden meine Freunde ermitteln, und früher oder später wird auch Sachs' Name fallen. Mit anderen Worten, während der ganzen Zeit, die ich hier in Vermont meine Geschichte schreibe, werden sie sich ihre eigene Geschichte zusammenreimen. Es wird meine Geschichte sein, und wenn sie damit fertig sind, werden sie ebenso viel über mich wissen wie ich selbst.

Zwei Stunden nach dem Weggang der Männer vom FBI

kamen meine Frau und meine Tochter nach Hause. Sie waren früh am Morgen losgefahren, um den Tag mit Freunden zu verbringen, und ich war froh, dass sie bei Harris' und Worthys Besuch nicht zugegen gewesen waren. Meine Frau und ich haben so gut wie keine Geheimnisse voreinander, aber in diesem Fall scheint es mir ratsam, ihr den Vorfall zu verschweigen. Iris hat Sachs immer sehr gernehabt, aber ich bin nun einmal ihre Nummer eins, und wenn sie dahinterkäme, dass ich seinetwegen in Schwierigkeiten mit dem FBI gerate, würde sie alles tun, um mich zum Aufhören zu bewegen. Dieses Risiko kann ich jetzt nicht auf mich nehmen. Selbst wenn ich sie davon überzeugen könnte, dass ich das Richtige tue, würde es lange dauern, bis ich ihren Widerstand gebrochen hätte, und das kann ich mir einfach nicht leisten; ich muss jede Minute an die Aufgabe wenden, die ich mir gestellt habe. Zudem würde sie, auch wenn sie nachgäbe, nur in tausend Ängsten schweben, und ich wüsste nicht, was daraus Gutes erwachsen könnte. Am Ende wird sie die Wahrheit ohnehin erfahren; wenn es so weit ist, wird alles ans Licht kommen. Ich will sie nicht hintergehen, sondern sie einfach so lange wie möglich schonen. Im Übrigen sehe ich da keine sonderlichen Probleme. Schließlich bin ich ja zum Schreiben hier, und was kann es schaden, wenn Iris meint, ich säße wieder Tag für Tag in meiner Hütte und triebe meine alten Mätzchen? Sie wird annehmen, dass ich an meinem neuen Roman herumkritzele, und wenn sie sieht, wie viel Zeit ich darauf verwende, wie gut ich während meiner langen Arbeitsstunden vorankomme, wird sie glücklich sein. Auch Iris ist ein Teil der Gleichung, und ohne den Gedanken an ihr Glück dürfte mir wohl der Mut fehlen, überhaupt damit anzufangen.

Dies ist der zweite Sommer, den wir hier verbringen. Frü-

her, als Sachs und seine Frau jeden Juli und August hierherzukommen pflegten, haben sie mich manchmal eingeladen; aber das waren immer nur kurze Ausflüge, und ich blieb selten mehr als drei oder vier Nächte. Seit unserer Hochzeit vor neun Jahren haben Iris und ich diese Reise mehrmals gemeinsam unternommen, und einmal haben wir Fanny und Ben sogar geholfen, das Haus von außen neu zu streichen. Fannys Eltern hatten das Anwesen während der Weltwirtschaftskrise gekauft, zu einer Zeit also, in der solche Farmen praktisch umsonst zu haben waren. Das Grundstück umfasste über hundert Morgen Land und einen Teich, und mochte das Haus auch heruntergekommen sein, so war es doch innen geräumig und luftig, und einige kleinere Schönheitsreparaturen genügten, es bewohnbar zu machen. Da die Goodmans beide als Lehrer in New York arbeiteten und es sich nach dem Erwerb des Hauses nicht leisten konnten, viel daran zu tun, behielt es über all die Jahre hin sein primitives, schmuckloses Aussehen: die eisernen Bettgestelle, der Kanonenofen in der Küche, die Risse in Decken und Wänden, die grau gestrichenen Böden. Dennoch hat es bei aller Baufälligkeit etwas Solides, und es würde wohl kaum jemandem schwerfallen, sich hier wie zu Hause zu fühlen. Für mich liegt der größte Reiz dieses Hauses in seiner Abgeschlossenheit. Es steht oben auf einem kleinen Berg, vier Meilen vom nächsten Dorf entfernt, das nur über einen schmalen Feldweg zu erreichen ist. Die Winter auf diesem Berg müssen grausam sein, aber im Sommer grünt hier alles, überall singen die Vögel, und die Wiesen sind übersät mit Blüten: Habichtskraut, Rotklee, Hahnenfuß. Etwa dreißig Meter vom Haupthaus steht ein kleines Nebengebäude, das Sachs bei seinen Aufenthalten immer als Werkstatt benutzt hat. Eigentlich ist es nur eine Hütte mit drei kleinen Zim-

mern, Kochnische und Bad; und seit es in einem Winter vor zwölf oder dreizehn Jahren mutwillig demoliert wurde, verfällt es immer mehr. Die Rohrleitungen sind gebrochen, der Strom ist abgestellt, das Linoleum schält sich vom Boden. Ich erwähne das alles, weil ich jetzt hier sitze – an einem grünen Tisch mitten im größten der drei Zimmer, mit einem Füller in der Hand. Solange ich ihn kannte, verbrachte Sachs jeden Sommer schreibend an ebendiesem Tisch, und dies ist auch das Zimmer, in dem ich ihn zum letzten Mal gesehen habe, in dem er mir sein Herz ausgeschüttet und mich in sein furchtbares Geheimnis eingeweiht hat. Wenn ich nur konzentriert genug an jenen Abend zurückdenke, kann ich mir fast einbilden, er sei noch hier. Es ist, als hingen seine Worte noch in der Luft, als könne ich noch immer die Hand ausstrecken und ihn berühren. Wir hatten damals ein langes und zermürendes Gespräch, und als wir schließlich (zwischen fünf und sechs Uhr morgens) ans Ende gelangten, nahm er mir das Versprechen ab, sein Geheimnis niemals aus diesem Zimmer zu lassen. Das hat er wörtlich gesagt: Nichts von dem, was er mir anvertraut habe, dürfe dieses Zimmer verlassen. Fürs Erste werde ich mein Versprechen halten können. Bis ich werde vorzeigen müssen, was ich hier geschrieben habe, kann ich mich mit dem Gedanken trösten, dass ich Wort halten werde.

Als wir uns kennenlernten, schneite es. Mehr als fünfzehn Jahre sind seit jenem Tag vergangen, aber die Erinnerung daran kann ich jederzeit wachrufen. So viele andere Dinge habe ich inzwischen vergessen, doch die Begegnung mit Sachs steht mir noch immer deutlich vor Augen.

Es war ein Samstagnachmittag im Februar oder März, und wir beide hatten eine Einladung zu einer gemeinsamen

Lesung aus unseren Werken in einer Bar im West Village. Ich hatte noch nie von Sachs gehört, aber die Frau am Telefon war zu hektisch, um meine Fragen zu beantworten. «Er schreibt Romane», sagte sie. «Sein erstes Buch ist vor zwei Jahren erschienen.» Ihr Anruf kam an einem Mittwochabend, nur drei Tage vor dem Termin der Lesung, und in ihrer Stimme klang etwas wie Panik an. Michael Palmer, der Dichter, der am Samstag eigentlich auftreten sollte, habe seine Reise nach New York soeben abgesagt, und sie wolle wissen, ob ich bereit sei, für ihn einzuspringen. Eine wenig schmeichelhafte Bitte, aber ich sagte trotzdem zu. Damals hatte ich noch nicht sehr viel veröffentlicht – sechs oder sieben Erzählungen in kleineren Zeitschriften, eine Handvoll Artikel und Rezensionen –, und es war nicht gerade so, dass sich die Leute um öffentliche Lesungen von mir rissen. Also ging ich auf das Angebot der entnervten Dame ein, um nun meinerseits für die nächsten zwei Tage in Panik zu geraten: Verzweifelt suchte ich in der winzigen Welt meiner gesammelten Erzählungen nach irgendetwas, das mich nicht in Verlegenheit bringen würde, nach irgendeinem Stück Text, der gut genug wäre, ihn einem Raum voller Fremder vorzutragen. Am Freitagnachmittag ging ich in mehrere Buchhandlungen und fragte nach Sachs' Roman. Es schien nur richtig, mich ein wenig mit seinem Werk vertraut zu machen, bevor ich ihn kennenlernte, aber das Buch war schon zwei Jahre alt und daher nirgends mehr vorrätig.

Wie der Zufall es wollte, fand die Lesung gar nicht statt. Freitagnacht fuhr ein gewaltiger Sturm aus dem Mittelwesten übers Land, und am Samstagmorgen lag die Stadt unter einer halbmeterhohen Schneedecke. Nun wäre es vernünftig gewesen, Kontakt mit der Frau aufzunehmen, die mich angerufen hatte, aber dummerweise hatte ich vergessen, sie

nach ihrer Nummer zu fragen, und als ich um ein Uhr noch immer nichts von ihr gehört hatte, meinte ich, so schnell wie möglich in die City fahren zu müssen. Ich packte mich in Wintermantel und Galoschen ein, schob das Manuskript meiner letzten Erzählung in eine der Manteltaschen und stapfte dann den Riverside Drive entlang zur U-Bahn-Station Ecke 116th Street und Broadway. Die Wolken verzogen sich allmählich, aber die Straßen und Bürgersteige lagen noch immer voller Schnee, es herrschte kaum Verkehr. Ein paar Autos und Lastwagen standen verlassen in hohen Schneewehen am Bordstein, und nur gelegentlich krochen vereinzelt Fahrzeuge die Straße herauf und gerieten sofort ins Rutschen, wenn der Fahrer an einer roten Ampel zu halten versuchte. Normalerweise hätte ich dieses Chaos genossen, doch an diesem Tag war das Wetter so widerlich, dass ich kaum die Nase aus dem Schal hob. Die Temperatur war seit Sonnenaufgang stetig gefallen, und jetzt war es bitterkalt, vom Hudson her bliesen heftige Windstöße, gewaltige Böen, die mich buchstäblich die Straße hinaufschoben. Völlig durchgefroren erreichte ich die U-Bahn-Station, aber die Züge schienen trotz allem noch zu fahren. Das überraschte mich, und als ich die Treppe hinabstieg und mein Ticket löste, nahm ich es als Hinweis darauf, dass die Lesung wohl doch stattfinden werde.

Um zehn nach zwei stand ich vor Nashe's Tavern. Das Lokal hatte geöffnet, aber nachdem meine Augen sich an das Dunkel gewöhnt hatten, sah ich, dass niemand da war. Hinter der Theke stand ein Barkeeper in weißer Schürze und rieb methodisch mit einem roten Handtuch Schnapsgläser trocken. Er war ein kräftiger Mann um die vierzig; als ich näher trat, musterte er mich sorgfältig, fast als bedauere er diese Unterbrechung seiner Einsamkeit.